

Andrè Schuen und Daniel Heide mit einer fesselnden Winterreise

OPERN- UND KONZERTKRITIKEN



Ausgebrannt im Winter

Andrè Schuen und Daniel Heide loten in Neumarkt die abgründige Schönheit von Franz Schuberts „Winterreise“ aus

Bernhard Malkmus

(Neumarkt, 19. Dezember 2022) Das deutsche Wort ‚Elend‘ leitet sich vom Althochdeutschen ‚elilenti‘ und vom Mittelhochdeutschen ‚ellende‘ ab, mit der zusammengesetzten Bedeutung ‚aus/in einem anderen Land‘. Der Bedeutungskern von ‚Elend‘ liegt also in der Erfahrung des Fremdseins oder einer Situation, in der man völlig auf sich selbst gestellt ist. In ihrer kristallinen Lesart von Franz Schuberts Liederzyklus „Die Winterreise“ stellen der Bariton Andrè Schuen und der Pianist Daniel Heide diese Erfahrung in den Mittelpunkt ihrer Interpretation. Teil von Schuberts Erkundung der menschlichen Psyche ist auch die Einsicht, dass sich der Mensch selbst zur unheimlichsten Fremde werden kann.

Die Gedichte von Wilhelm Müller, die er in diesem zweiteiligen Zyklus vertonte, sind ja nicht nur ein Psychogramm des Liebeskummers oder der Depression und eine verzweifelte Such nach Resonanz in der Natur; sie sind auch eine poetische Reflexion über eine radikale Selbstentfremdung, die Erkenntnisse der Psychoanalyse und des Existenzialismus vorwegnimmt. So klagt der Sänger in „Einsamkeit“, dem letzten Lied des ersten Teils, davon, dass gerade die Anzeichen des Lebens in der winterlichen Natur ihn mit den eigenen abgestorbenen Gefühlen, dem ‚Elend‘, konfrontierten: „Ach, dass die Luft so ruhig! / Ach, dass die Welt so licht! / Als noch die Stürme tobten, / war ich so elend nicht.“ Es ist ein Paradox, aus dem Schuen und Heide ihre schlüssige Interpretation entwickeln.

Während die meisten Aufführungen der „Winterreise“ das Eingangslied „Gute Nacht“ und das Schlusslied „Der Leiermann“ als Fluchtpunkte der Interpretation – Liebeskummer und Einsamkeit – wählen, entfachen Schuen und Heide ihren Glutkern aus dem Psychodrama am Ende des Teils 1 und zu Beginn des Teils 2. Hier wird die Abgründigkeit der Entfremdung in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit auf die Bühne gebracht. „Rast“ thematisiert das Ausgebranntsein, das den gesamten Zyklus durchzieht. Im „Frühlingstraum“ bricht sich immer wieder Hoffnung Bahn, die von der gespenstischen Ahnung umweht ist, dass jeder Optimismus schon beginnender Wahnsinn sein könnte. Schuen agiert die Gefühlsschwankungen mit äußerst kontrollierter Stimme aus; Heide wirft den Schlussakkord so klirrend in die gähnende Leere der letzten Generalpause, dass alle Hoffnungen in ihrer Brüchigkeit kurz aufglimmen und vergehen. Damit bereitet er das zitierte Paradox in „Einsamkeit“ vor.

Mit „Die Post“ beginnt der zweite Teil – ein Lied, das oft übergangen wird. Schuen gestaltet es zu einem Stück extremer innerer Zerrissenheit. Hier kommt ihm sein vielbewundertes volles samtenes Timbre in den tieferen Lagen zugute, aus dem er mühelos in die hohen Register wechselt. Der innere Konflikt des folgenden Lieds, „Der greise Kopf“, ergibt sich mit innerer Stringenz aus dieser Vorbereitung. Nahtlos leitet Heide über zum nächsten Lied, „Die Krähe“, in dem die Gesamtdramaturgie der Winterreise in Miniaturform durchgespielt wird. Heide unterstützt Schuens Abstieg in die dunklen Register mit einem dicht gefügten Anschlag. Zwei Lieder später, in „Im Dorfe“, schafft er einen enormen Kontrast dazu, indem er die Zeit regelrecht zerdehnt und zerfließen lässt. In kleinen Details wie diesen spiegeln Schuen und Heide die Grundkonflikte und Widersprüche dieses abgründigen Meisterwerks.

Nicht alles gelingt an diesem Abend gleichermaßen gut. Das großartige „Gute Nacht“ gerät zu einem farblosen Start, anfangs sind die Übergänge zwischen tiefen und hohen Lagen nicht so geschmeidig, wie man dies von Schuen gewöhnt ist. Und gelegentlich schleichen sich auch in die wunderbar originellen Akzentuierungen Heides, die fast immer im Dienst der Interpretation stehen, manieristische Ausrutscher. Manchmal sind Schuens einzigartiger Bariton und Heides frisch perlende Phrasierungskunst fast zu ästhetisiert für das existenzielle Drama, das sie zu Gehör bringen. Und vielleicht ist in diesem Projekt, das vermutlich zu einer Einspielung bei der Deutschen Grammophon führen wird, noch nicht ganz geklärt, welche Rolle das wundervolle Timbre Schuens in der „Winterreise“ eigentlich spielen könnte und sollte, erfordert ihre Radikalität doch einen ganz anderen Zugriff als die Schöne Müllerin oder der Schwanengesang, den die beiden bereits eingespielt haben.

Der Abend in Neumarkt liefert jedoch genug Hinweise darauf, dass hier eine fesselnde „Winterreise“ entsteht, die von neuen Einsichten in die innere, psychologische Logik der Dramaturgie dieses Meisterwerks geprägt ist. Wie es Schuen und Heide gelingt, unter dem eisigsten Eis noch eine Wärme spürbar zu halten und den sommerlichsten Sommerfantasien ein Eisesgrauen einzuhauchen, ist einzigartig. Und so wird unter ihrem Zugriff „Der Lindenbaum“, dieses zu Tode gesungene Schubert-Volkslied, zu einem Drama von enormem Nuancenreichtum, in dem Hoffnung, Delirium und Todessehnsucht in ein beziehungsreiches Spiel versetzt werden, das in einem einzigen großen Schmerzenschrei im folgenden Lied, „Wasserflut“ kulminiert.

Nach begeistertem Applaus werden wir in eine frostige Winternacht entlassen – und ins ‚elilenti‘ unserer eigenen Einsamkeit, Hoffnung und Selbstentfremdung in dürrer Zeit.